

Das Leben der Tiefsee.

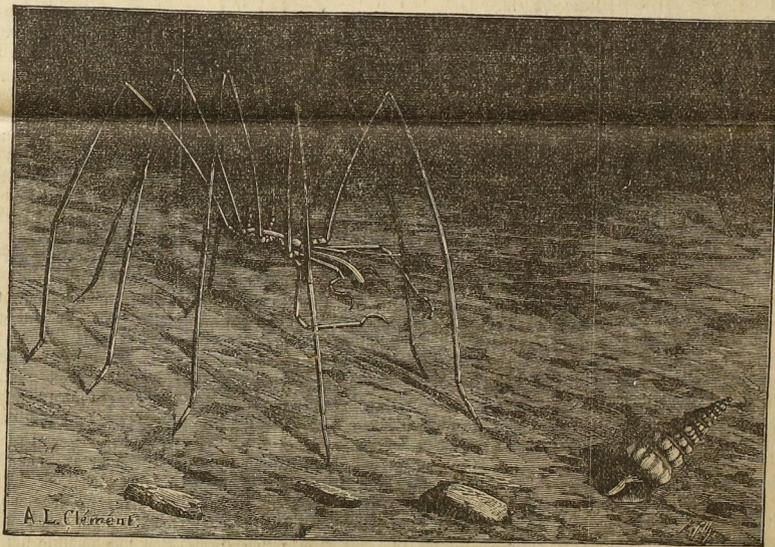
Es gibt eine Anzahl von seltsamen, unseren Schönheitsinn beleidigenden Tiergestalten da unten, von denen unser untenstehendes Bild noch das annehmbarste, welches uns zu Gebote steht, darstellt. Mit welch ungeheuren Schwierigkeiten das Fischen in großen Meerestiefen verbunden ist, davon kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß ein Mensch in einer Tiefe von 4000 Metern ein Gewicht auf sich lasten haben würde gleich dem von 20 Lokomotiven, eine jede mit einem langen mit Eisenfischernen belasteten Güterzuge hinter sich! Holzene Gegenstände werden in einer solchen Tiefe durch den Wasserdruck auf die Hälfte ihres Umfanges zusammengepresst und kommen ganz umgestaltet wieder nach oben. Es müssen daher eine große Anzahl komplizierter Apparate angewandt werden, um in die Abgründe des Meeres vorzudringen und was da lebt und webt emporzuheben. Jedes Tier, das aus solcher Tiefe kommt, ist nicht allein tot, sondern seine Eingeweide sind herausgepreßt und sein Leib ist wie zerissen. Das ist eine Folge des verminderten äußeren Druckes, in den das Tier an der Oberfläche der See versetzt wird, nur tief unten in dem dichten, schweren Wasser, das fast unbeweglich ist und das niemals ein Sonnenstrahl durchdringt, befindet sich ein solches Geschöpf wohl.

Unser Bild zeigt eine Riesenspinne, bei der die einzelnen Füße an den Spitzen einen halben Meter auseinander stehen, während der Leib nur wenige Millimeter lang ist. Es wurde in einer Tiefe von 1500 Metern gefangen. Die Grenzschiede für die Bewegungen dieser Tiere bildet der vermehrte oder verminderte Wasserdruck. Die oben hausenden gehen in größeren Tiefen zugrunde und umgekehrt. Ganz ähnlich wie es auch in unserer Luftkreise ist. Würde ein Mensch oder ein Tier plötzlich zu einer großen Höhe aufsteigen, müßte er infolge des verminderten Druckes zugrunde gehen. Ausgenommen Vögel, wie der Geier, der Adler, der Kondor, denen der plötzliche Wechsel des sie umgebenden Luftdrucks nichts schadet. Im Meere ist es der Hai und der Walfisch, die sich sowohl

an der Oberfläche wie auch in der größten Tiefe aufhalten können.

Ihr Jagdgebiet ist also ein ganz ungeheures und der Reichthum des unendlichen Meeres an Tiergebilden aller Art steckt ihrer Verzehrungswut keinerlei Grenzen.

Das Geheimnis, wovon so riesige Geschöpfe in so unermeßlicher Zahl existieren, ohne daß dem Fischreichthum ein sichtbarer Abbruch getan wird, ist durch die Tiefseeforschung gelöst worden.



Ein Riesenspinnier. Aus 1500 Meter Tiefe.

Gifte im Küchenbereich.

Krankheiten sowohl wie leichte Unpäßlichkeiten kommen nicht von ungefähr, sie sind je nachdem mehr oder weniger auf gewisse Ursachen zurückzuführen; meistens gibt man den Erkältungen schuld, in Wirklichkeit aber stammen solche Gesundheitsstörungen vielfach aus dem Magen und haben ihren Ursprung in der Küche. Dieser Ausspruch mag paradox klingen, aber er ist berechtigt; denn ebenso wie uns die Küche diätetische Heilmittel bieten kann, vermag sie es auch, uns Gifte zu bieten. Diese Gifte finden teils von außen her ihren Weg in die Küche, teils aber werden sie in der Küche selbst erzeugt; meistens ist das letztere

der Fall. Soweit die Hausfrau ihre Küchenbedürfnisse auf dem Markt einkauft, ist von einer Einschleppung von Giften in die Küche kaum zu reden, unsere Marktpolizei hat ein wachsameres Auge auf alles das, was unter die Rubrik „Verdorbenes Nahrungsmittel“ fällt; trotzdem aber können pflanzliche wie tierische Gifte, schon vom Markt her, ihren Einzug in die Küche halten. Wenn auch, soweit es sich um Pflanzengifte handelt, direkt schädliche Verwechslungen von Giftpflanzen mit Nahrungsmittelpflanzen so leicht auf dem Markt nicht vorkommen, so ist dies doch immerhin möglich, namentlich in der Zeit, wo Waldfrüchte, speziell Pilze, zum Verkauf kommen. Eine gewisse

Kenntnis der Pflanzenstoffe ist hier immerhin erforderlich; noch mehr ist dies jedoch der Fall, wo man seine Gemüse und Früchte direkt aus Garten, Feld und Wald bezieht. Nur durch Aufmerksamkeit und positives Wissen kann hier größerer Schaden verhütet werden; wie leicht können hier Schierling, Tollkirsche oder giftige Pilze ihren Weg in die Küche finden! Neben solchen Verwechslungen mit Giftpflanzen drohen uns aber auch Gefahren durch besondere organische Gifte überall, wo Nahrungsmittel verkauft werden, es sei hier nur an Konserven, pflanzlichen wie tierischen Ursprungs, erinnert: an Würst, geräucherte Fische u. a. m. Man denke hier an den Darmstübler Fall, wo eine Art Würstgift den Tod so vieler Personen verschuldet hat. Die Erfahrung lehrt, daß sein gewiegenes oder gehacktes

Fleisch sehr der Entzündung dieses Giftes günstig ist. Man soll deshalb niemals, namentlich im Sommer und ohne Eisgins, derartiges Fleisch längere Zeit aufheben.

Nach einigen, der Zerfleinerung folgenden Stunden ist häufig schon eine gewisse Säure durch (blaues) Lackmuspapier festzustellen. Vorsicht ist hier bei allen Farcen und Pasteten, geboten, weil diese nach öfterem Erwärmen leicht in Zerfetzung übergehen. Fertige Konditorpasteten sind denn auch nur zu empfehlen, wo infolge größeren Konsums häufiges Wärmen ausgeschlossen ist. Gleiche Vorsicht ist geboten bei der Aufbewahrung größerer Vorräte frischen Fleisches. Die Behandlung muß auch hier der Zerfetzung möglichst vorbeugen. Dies geschieht, indem man

solches Fleisch in einem kühlen, luftigen Raum, möglichst gleich nach dem Einkauf, aufhängt, damit sich eine trockene Schicht an den Schnittflächen bildet. Legt man solches Fleisch auf Schüsseln, so erzeugt der Druck Säftausfluß und somit Angriffsstellen für die Keimlinge. Gewaschenes Fisch-, Wild- und Geflügelfleisch darf man freilich nicht stundenlang der Luft ohne Zubereitung aussetzen, sofort fängt die Wasserfäule an, auf die Gewebe zu wirken und nach und nach jene Abtötungen zu schaffen, welche mit der Entwicklung von Gift endigen. Wie beim Fleisch, jedoch in fast noch schnellerer Folge, entwickeln sich Küchengifte beim Fisch. Dieses Fischgift kann sich wie Fleischgift in jedem Fisch entwickeln, sogar in gefangenen und geräucherten Fischen. Vergiftungen durch geräucherten Lachs sind durchaus nichts Seltenes; wenn sie auch nicht immer gleich in schwerer Form sich zeigen, so machen sie sich doch häufig bemerkbar durch eine tüchtige Diarrhöe. Fische, ebenso Krabben und Hummer, gehen auch selbst in Konfervenform leicht in Verwesung über, sobald die betreffenden Büchsen geöffnet sind; auch hier übt die atmosphärische Luft gern ihre zerstörende Wirkung aus. Man soll die Büchsen deshalb nicht eher öffnen, bis es nötig ist; verbleiben Reste darin, so ist darauf zu achten, daß sie von Flüssigkeit bedeckt sind, event. gleiche man eine Schicht Del oder Öl darüber. Gleichgeweihte sollten Serringe und Sardellen niemals trocken, sondern stets mit Saucelade bedeckt aufgehoben werden. Muß man geräucherten Lachsfischen zum nächsten Tage zurückstellen, so begieße man ihn gleichfalls mit Del oder Öl, ebenso gewaschene Heringe, Fleisch, Hummern, Krebse, Krevetten, Austern und Fischreste werden am besten in Gallert einige Tage vor dem Verderben geschützt. Bei allen solchen Konservierungsmethoden handelt es sich zunächst darum, die Luft abzuschießen; der geringste Zutritt derselben, sei es auch nur ein Bläschen, wie es manchmal in der Wurst auftritt, vermag schon im Laufe der Zeit Gift zu entwickeln. Eine besondere Aufmerksamkeit der Hausfrau ist noch auf die Gefäße und Küchenutensilien zu richten; dieselben müssen, namentlich in heißer Jahreszeit, peinlich reinlich gehalten werden, es dürfen keinerlei Rückstände früher verarbeiteter Nahrungsmittel, aus allerwenigsten Fleisch- oder Fischreste, in den Fugen, Rillen und Ritzen der betreffenden Küchenutensilien zurückbleiben. Es empfiehlt sich denn auch, in der Küche möglichst glatte und undurchlässige Gefäße und Instrumente zu benutzen. Gleichgeweihte muß darauf geachtet werden, daß sämtliche Speiserezepte, welche auf gebräuchten Schüsseln, Tellern, Napfen usw. zurückbleiben, sobald wie möglich entfernt werden, daselbe gilt von gebrauchten Messern, Gabeln und Löffeln. Reinlichkeit in der Küche gewährt einen ganz besonderen Schutz gegen die Vergiftungen durch Nahrungsmittel. Im weiteren aber kommt eine gewisse Kenntnis für die chemischen Vorgänge bei der Nahrungsmittelzubereitung, resp. deren Einkauf und Aufbewahrung für das Wohlbedenken der Hausgenossen nicht minder in Betracht. Außer den vegetabilischen und animalischen Giften, wie sie in der Küche zutage treten, müssen wir hier noch kurz der mineralischen Gifte gedenken, welche durch die Benutzung unserer metallenen Küchengeräte und irdenen Töpferwaren im Bereiche der Küche durch fehlerhafte Behandlung erzeugt werden. Namentlich kommt hier das achtslose Stehenlassen der Speisen in schlecht verzinneten Kupfergeschirren oder das Aufbewahren an sich schon säuerlicher Nahrungsmittel in solchen oder irdenen Geschirren in Betracht, wodurch im ersteren Falle Grünsümpfvergiftungen, im letzteren Falle Bleivergiftungen entstehen können. Auch an die oft mangelhafte Reinigung der Kochgeräte nach dem Putzen mit ägerten Säuren muß hier erinnert werden. Kleine Ursachen haben oft große Wirkungen, nicht zum mindesten gilt dies auch in bezug auf die Entstehung von Küchengiften.

Th. S.

**Sinnspruch.**

Woher, wohin denn unser wirres Sein?  
Aus Dir hinaus, o Mensch, in Dich hinein!

**Der Champagner-Pirropfen.**

Novelle aus dem kleinbürgerlichen Leben von G. Linke.

Es war Jahrmakt in St. . . . Schon in früherer Morgenstunde richteten die Verkäufer, die von auswärts eingetroffen waren, ihre Krambuden und Verkaufstische ein und es herrschte ein lebhaftes Treiben in der sonst stillen Pregelstraße.

Der alte Bohnstied, eine stadtbekanntere Persönlichkeit, der keine Ruhe im Bette fand, bummelte schon von früh an auf dem Marktplatz und den angrenzenden Straßen, in denen der Markt abgehalten wurde, müßig und zusehauend umher.

Er war Witwer, gut situiert, hatte seinem Sohn ein schönes Haus gekauft und behielt immer noch genug, um anständig leben zu können.

Von Jugend auf an spartanische Einfachheit gewöhnt, hatte er durch Sparsamkeit sein Vermögen erworben, aber in den späteren Jahren war diese Sparsamkeit in Geiz ausgeartet und all und jeden kleinen Verdienst schnappte er den ärmeren Leuten vor der Nase weg und Alles, was er auf der Straße fand und nicht absolut wertlos war, steckte er ein.

Den Tabak, den er in seiner kurzen Pfeife rauchte, bereitete er sich selbst aus gefundenen Cigarrenstummeln und wenn er eine alte Zeitung fand, faltete er sie sorgfältig zusammen und ließ sie in einer der hinteren Taschen seines langen schwarzen Rockes verschwinden — wenn er einen Sack voll davon gesammelt hatte, verkaufte er ihn beim Juden Kohn und strich die paar Groschen als leichten Verdienst schummelnd ein.

Seiner Gewohnheit gemäß spähte er auch jetzt sorgfältig die Straße entlang und entdeckte richtig dicht hinter einer Schaubude einen ganz neuen Champagnerpirropfen; wo er hergekommen war, konnte er sich nicht enträtseln, denn Selt wurde in St. . . . selten getrunken, aber er nahm ihn trotzdem auf und steckte ihn ein.

Wie immer, so sah er sich auch jetzt nach rückwärts um, ob ihn Jemand beobachtet habe, denn er hielt etwas auf Reputation, und sah dabei in das lächelnde Gesicht des Uhrmachers Woller, der gerade vor seinem Schaufenster stand und seine Auslagen musterte, und ärgerlich ging der alte Bohnstied schnell seiner Wege und verschwand in dem Gewühl auf dem Marktplatz.

Ungefähr eine Stunde später ließ der Magistratsbote und Ausrufer seine große Klingel erschallen und Alles hörte mit seiner Beschäftigung auf, um die Krambudung anzuhören.

„Hierdurch wird bekannt gemacht,“ begann der Ausrufer mit seiner schwarzen Trompetenstimme, „heute Morgen ist von der Schlossstraße über den Markt durch die Pregelstraße nach dem Gasthof zur „Stadt Hamburg“ eine braunleberne Briestafche mit 800 Mark in Kassenscheinen verloren gegangen.“

Der ehrliche Funder wird gebeten, dieselbe gegen Belohnung auf dem Magistrat abzugeben.“

Lautlos hatten Marktleute und Händler zugehört, jetzt begann ein lebhafter Diskurs.

„Der wäre schön dumm, das Geld herauszugeben,“ meinte eine robuste Marktfrau, „hätte ich gefunden, ich würde mich wahrhaftig hüten.“

„Sie sollten sich was schämen,“ rief ihr ein Zuckerhändler über die Straße zu, „wer weiß, welcher arme Schlunder das Geld verloren hat —“

Die dicke Frau lachte ausgelassen und stemmte beide Fäuste auf ihre respektablen Hüften. „Schämen? Ich mir schämen? Nicht in die Hand! Und außerdem verliert och kein armer Schlunder 800 Mark und wenn er anderer Leute Geld forttragen soll, dann kann er hübsch Acht darauf geben, so gehört sich das.“

Der Streit tobte noch eine zeitlang hin und her, auch der alte Bohnstied war mit herangetreten; dann ging alles auseinander, denn nachgerade mußte Jeder machen, daß er mit seinem Kram in Ordnung kam und zu Wortgefechten war jetzt keine Zeit.

Der Uhrmacher Woller hatte den Ausrufer gar nicht gehört; er war gerade in seiner Hinterstube beschäftigt, als dieser in die Straße kam, wo Woller wohnte, und nachher hatte Woller auf dem Kirchen-

turm zu tun, um die Uhr zu stellen, was seines Amtes mit war.

Mittlerweile waren viele Landleute zur Stadt gekommen; dadurch hatten alle Geschäftleute mit sich und den Käusern zu tun, so war der Vorfall so ziemlich wieder in Vergessenheit geraten.

So kurz vor Tisch machte sich der Meister Woller doch ein halbes Stündchen frei und ging nach dem „Deutschen Haus“, seinen Frühstücken zu trinken.

Nur wenige Gäste waren hier; das Marktleben hielt sogar die alten Stammgäste auf der Straße fest, und diese Wenigen diskutierten natürlich über den Markt, seinen Besuch, seinen Ertrag u. s. w., da kam so nebenher auch auf die verlorene Briestafche die Rede und wer sie wohl verloren und wer sie gefunden haben könnte. Uhrmacher Woller wußte natürlich noch von nichts und ließ sich die Geschichte mit kleinbürgerlicher Genauigkeit erzählen.

Als er hörte, welchen Weg der Verlierer gegangen spitzte er die Ohren.

„Da sieht man wieder, wie das Glück so recht manchen Menschen sucht; statt einem Armen die Briestafche finden zu lassen, der 80 Mark zu gebrauchen konnte, hat sie der alte Geizhammel, der Bohnstied, gefunden.“

„Ist nicht möglich! — Was Sie sagen!? — Haben Sie es denn gesehen? — Wer hat Ihnen das erzählt!“ so kürmten die neugierigen Spießbürger auf ihn ein.

Woller trank gelassen seinen Kornschnaps und sagte dann würdevoll:

„Erzählt hat mir's Niemand, ich habe es selbst gesehen.“

„Hat er sie denn schon abgegeben? — Wieviel hat er gekriegt? — Wer hatte sie verloren?“ ging die Fragerei von Neuem los.

Woller juckte die Achseln.

„Ja, das weiß ich nicht,“ erklärte er trocken, „da müßt Ihr den alten Bohnstied selber danach fragen.“

„Gewiß — freilich — wo ist Bohnstied? Er treibt sich doch sonst immer hier in der Nähe herum, vielleicht ist er nebenan im „Bierkeller“, meinte Einer und stürmte zur Tür hinaus, damit ihm ja kein Anderer die Neugierigkeit vor der Nase wegspitze.“

Nach einigen Minuten schrie er zur Tür hinein: „Da ist er nicht, auch garnicht dagewesen — der hat Angst, er soll was zum Besten geben, der Filz, der infame, aber ich werd'n schon finden,“ und bumms warf er die Tür von draußen zu.

Die Uebrigen hatten auch Appetit auf Freibier und da sie sonst nichts zu tun hatten, gingen sie mit auf die Suche; nur der Uhrmacher beteiligte sich nicht an der Razzia.

Der alte Bohnstied hatte keine blasse Ahnung davon, was für eine gesuchte Persönlichkeit er war, und bummelte zwischen dem Marktgewühl umher und stand den Leuten im Wege.

Er war nicht wenig erstaunt, als er sich plötzlich von einigen alten Bekannten umringt sah, die ihn in einer ihm ganz unverständlichen Art amukten.

Da die Gevattern einsahen, daß ihm auf diese Weise nicht beizukommen war, rückten sie ihm direkt auf die Bude.

„Na, nu sage mal, oder Kronsohn, willst Du wirklich nicht zum Besten geben?“ fragte der Klemptner Boll und pflanzte sich breit vor ihn hin.

„I, wie käme ich denn dazu?“ protestierte Bohnstied ärgerlich. „Wer gibt denn mir etwas zum Besten?“

„Nanu, verstell Dir man nich lange,“ meinte Boll. „Du hast doch heute Morgen die Briestafche mit 800 Mark gefunden —“

„Was? Ich?“ fragte Bohnstied erstaunt. „Mensch, Du bist wohl bes — nicht recht geschickt,“ verbeserte er sich, „wie kommst Du denn auf die Idee?“

„Na, da hört wirklich Alles auf!“ versicherte der Klemptner ernsthaft. „Uhrmacher Woller hat doch gesehen, wie Du sie aufgehoben hast, und nun streit' Du? Du bist ein alter Geizträger, das wissen wir alle, und wenn Du nicht zum Besten geben willst, dann laß es bleiben. Meinnetwegen trausere zusammen, sowiel Du kannst, aber vergiß nicht, daß im Sterbekleid keine Taschen sind: mitnehmen kannst Du mal ebenjowenig was, wie alle anderen.“

Bohnstedt war starr vor Erstaunen und konnte zunächst kein Wort herausbringen; endlich aber ermannte er sich und fuhr auf:

„Wie kommt Woller dazu, zu sagen, ich habe die Brieftasche gefunden?“ schrie er erbozt. „n Champagnerpropfen habe ich nicht vor seiner Tür gefunden — hier ist er,“ und damit suchte er in seiner unergründlichen Tasche mit nervöser Hast danach.

Endlich brachte er ihn hervor und hielt ihn den Umstehenden hin.

„Oder Schwede,“ sagte Tischler Meck und klopfte ihm wohlmeinend auf die Schulter, „wenn Du meinst, daß wir darauf reinfallen, bist Du gründlich ufn Proppen!“

Wenn Du von Deinem Funderlohn nicht zum Besten geben willst, dann laß es bleiben! Wir können uns noch allein n Glas Bier kaufen,“ damit wandte er ihm verächtlich den Rücken und ließ ihn, gefolgt von den anderen, stehen.

Der Polizeidiener und Marktmeister Schimmel kam gerade die Straße herunter und sah nach dem Rechten, wie es seines Amtes war.

„Sage mal Schimmel,“ fuhr der Klempner auf ihn los, „wieviel Funderlohn hat denn der alte Filz eingekauft?“

„Funderlohn? Wer?“ fragte der überrascht. „Na, Bohnstedt für die Brieftasche,“ erklärte Voll in selbstverständlichem Tone.

„Hat der sie denn gefunden?“ fragte Schimmel. „Hat er sie noch nicht abgegeben?“ gegenfragte der Klempner und riß die Augen auf.

„Ne, bis jetzt noch nicht,“ bestätigte der Polizeidiener.

„Na, das ist heiter!“ lachte der Klempner. „Der alte Filz wollte sie gewiß stillschweigend behalten! Der wird schon tüchtig sein, daß ihn Woller beobachtet hat, jetzt muß er den Haub doch noch rausriiden und hatte ihn gewiß schon ganz sicher!“ Dabei lachte er aus vollem Hals und die Umstehenden mit.

„Ja, hat denn Woller wirklich gesehen, daß Bohnstedt die Brieftasche gefunden hat?“ fragte der Polizeidiener ernst.

„Freilich,“ eiferte der Klempner, „natürlich will sich der Filz jetzt rauschwindeln.“ Und nun erzählte er die Geschichte mit dem Champagnerpropfen. Aufmerksam hörte Schimmel zu, dann sagte er kurz: „Da muß ich mal gleich zum Polizeimeister gehen,“ und damit ließ er die Gesellschaft ziemlich verblüfft stehen.

Nachdem der Polizeimeister den Bericht vernommen, ließ er den Uhrmacher Woller rufen; die übrige Gesellschaft bummelte freiwillig hinterdrein — sie mußten doch aus erster Hand erfahren, wie die Sache verlief.

„Sagen Sie mal, Herr Woller,“ fragte der Polizeimeister nach den üblichen Begrüßungen, „haben Sie tatsächlich gesehen, daß Bohnstedt die Brieftasche gefunden hat?“

Der Uhrmacher kratzte sich verlegen den Kopf. „Die Brieftasche eigentlich nicht,“ gestand er zögernd, „aber aufgehoben und eingekauft hat er was dicht neben meinem Hause,“ setzte er zuversichtlicher hinzu.

„Das muß doch nicht gerade die Brieftasche gewesen sein,“ apostrophierte ihn der Polizeimeister.

„Ja, was denn sonst? Die Tasche ist doch in der Predigerstraße verloren worden!“

„Das ist durchaus nicht erwiesen, der Weg durch die Schloßstraße, über den Markt, die Predigerstraße entlang bis zur Stadt Hamburg“ ist lang — Schimmel, rufen Sie doch mal den Bohnstedt selbst her.“

Nach kurzer Zeit traten die beiden denn auch ein, der Polizeidiener mit dem Gerufenen, und nun begann das Verhör.

„Sie haben heute morgen eine Brieftasche gefunden, Herr Bohnstedt,“ sagte ihm der Polizeimeister direkt auf den Kopf.

„Ich wünschte, es wäre so,“ meinte der Gefragte ruhig, „leider ist es nicht der Fall.“

„Waden Sie erst keine Geschichten, alter Freund,“ ermahnte ihn der Polizeimeister ernstlich, „hier, Herr Woller hat es ja gesehen.“

„Dann tut Woller gut, sich eine von seinen Brillen aufzusetzen,“ erklärte Bohnstedt noch immer gelassen und suchte wieder in der Nottasche. „Einen Champagnerpropfen habe ich gefunden — hier ist er,“ und er legte den Propfen auf den Tisch.

Das Verhör nahm nun eine peinlichere Wendung, denn Bohnstedt forderte den Uhrmacher kategorisch auf, zu erklären, wie er dazu komme, so etwas zu sagen und ihn dadurch eines Vergehens zu beschuldigen.

Woller sträubte sich jetzt mit Händen und Beinen, das behauptet zu haben, er habe nur so im allgemeinen vom Finden gesprochen, aber die hereingekommenen, neugierigen Kleinbürgern bestätigten ausdrücklich, daß er von der Brieftasche gesprochen habe. Die Sache wurde immer heikler. Der eine bestreitet die Aeußerung, der andere den Fund der Brieftasche, und nachdem alle Anwesenden zu Protokoll vernommen waren, wurden sie bis auf weiteres entlassen.

Am nächsten Morgen wurde der Polizeimeister schon in aller Frühe aus seinem Bett gerufen. Ein Fischhändler aus Fürstensee wartete in seinem Bureau.

„Guten Morgen, Herr Polizeimeister,“ empfing er den ziemlich unwirsch Eintretenden, „ich habe gestern früh in der Predigerstraße an der Ecke im Kinnstein eine Brieftasche gefunden, es ist Papiergeld b'rin — hier ist sie,“ und dabei legte er ein in Zeitungspapier gewickeltes Bündchen auf den Tisch.

Der Polizeimeister wickelte die Tasche aus und zählte den Inhalt: es waren genau 800 Mark.

„Ja, sagen Sie mal, Berndt, warum haben Sie denn die Tasche nicht sofort abgeliefert?“ fragte er streng.

„Sehen Sie, Herr Postmeister,“ erwiderte dieser etwas verlegen, „das kam so: An der Predigerstraßen Ecke fand ich die Tasche, ich konnte aber nicht weiter nachsehen, was es eigentlich war, denn hier war n ziemliches Gedränge mit dem Wubenausbauen und ich mußte blos aufpassen, daß ich mit meinem Hundesfuhrwerk gut durch kam, und nachher, weiter rauf, kamen eine Menge Frauen und mein Fischhandel ging recht flott und nachher — na, Sie wissen ja, wie das so an Jahrmartstagen ist — da wird hier und da mal einer getrunken, bis es zu viel wird, und da habe ich mich denn auf meinen Wagen gesetzt und die Hunde haben mich nach Hause gefahren und heute früh wie ich den Rock anziehe, finde ich die Brieftasche b'rin; ich hatte wahrhaftig ganz darauf vergessen.“

Diese Aufklärung klang so natürlich, daß der Polizeimeister keinen Zweifel darenin setzte, die Aussage zu Protokoll nahm und den Händler zu seinem Fund beglückwünschte.

Der Verlierer erhielt seine Brieftasche wieder, zahlte freiwillig 100 Mark Funderlohn und diese wurden dem ehrlichen Finder Berndt ausgehändigt; der Uhrmacher Woller bekam einen strengen Verweis wegen seiner frivolon Behauptung, der alte Bohnstedt wurde in aller Form rehabilitiert und für einen ehrlichen Mann erklärt, und so wäre die ganze Angelegenheit erledigt gewesen, wenn — die Kleinstädter nicht klüger gewesen wären, als ihre Polizei.

„Das kann ja glauben, wer da will,“ erklärte der Klempner Voll, als sie wieder vor dem Rathaus standen, denn sie waren alle mit vorgeladen worden zu dem Schlußakt, „ich glaube es nun und nimmermehr! Die ganze Geschichte ist Mumpitz! — Jedenfalls war es ungefähr so:“

Als der alte Bohnstedt hörte, daß er beobachtet worden war, ging er nach Fürstensee und gab dem alten, versoffenen Berndt die Brieftasche und lernte ihm die Geschichte mit dem Finden auswendig, das Funderlohn teilen sie jetzt beide und lachen uns gründlich aus.“

St... hätte nicht Kleinstadt sein müssen, wenn diese Auslegung nicht hätte willig Glauben finden sollen, und die Folgen davon machten sich bald genug bemerkbar.

War der alte Bohnstedt ohnehin schon nicht jedermanns Freund, so wichen ihm die wenigen Bekannten von jetzt ab schein aus, und wenn er mal irgendwo in einer Kneipe ein Glas Bier trank, rühten

die anderen Gäste von ihm ab und standen ihm nicht halb nicht ganz Rede und Antwort.

Natürlich war auch ihm die Unterstellung zu Ohren gekommen und um jeden Verdacht zu zerstreuen, erzählte er überall, auch ohne aufgefördert zu sein, die Geschichte mit dem Champagnerpropfen und zeigte denselben jedes Mal vor.

Wenn er aber geglaubt hatte, sich dadurch von dem schmähligen Verdacht zu reinigen, so hatte er sich gewaltig geirrt: gerade durch sein aufdringliches Erzählen der Propfen-Geschichte, bestärkte er diesen Verdacht, und in kurzer Zeit war kein Mensch mehr im ganzen Städtchen und dessen Umgegend, der nicht festsetzt davon überzeugt war, daß es gerade so, wie Voll erzählte, gewesen und nicht anders.

Was half es dem alten Bohnstedt, daß er beweisen konnte, daß er lebiglich eines Viehkaufes wegen noch am Abend des ominösen Tages in Fürstensee gewesen war? Kein Mensch glaubte es ihm, und als er einfaß, daß es ihm unmöglich war, seinen ehrlichen Namen zu retten, fing er an zu verzweifeln.

Er konnte es auf die Dauer nicht ertragen, daß ihm alle schein aus dem Wege gingen oder ihn höhnisch anlächelten. Und wenn er ihnen die Geschichte mit dem Propfen erzählte, wurde ihm so hämisch beigepflichtet, daß er genau herausfuchte, sie würden ihm am liebsten ins Gesicht lachen, wenn er nicht schon ein alter Mann wäre. Er glaubte förmlich zu hören, wie man hinter seinem Rücken sagte:

„Rede, was Du willst, Du hast das Geld doch gefunden, und als Du sagest, daß die Karre schief ging, hast Du sie so schlaun geschoben, daß sie Dir nicht an den Wagen kommen konnten — Du bist eben ein geriebener Fuchs.“

Natürlich sträubte sich auch der Fischhändler gegen diese Unterstellung, aber da ihm niemand etwas ins Gesicht sagte, und sich jedermann wohl biütete, überhaupt das Kind beim rechten Namen zu nennen, so war nichts zu machen und die beiden hatten ihren Fleck weg.

Der Fischhändler kümmernte sich schließlich den Teufel um die Neberei, er verkaufte nach wie vor seine Fische, und wenn er seine Ware los war, kaufte er sich einen Hauch und ließ sich von seinen Kunden nach Hause fahren — das konnte aber Bohnstedt nicht.

Tag für Tag, vom frühen Morgen bis späten Abend höhnische Gesichter sehen und spitze Reden hören, das hielt er auf die Dauer nicht aus: er ärgerte sich krank, sein Appetit verlor sich, alt war er schon, zuzusetzen hatte der Körper keine Kräfte mehr, und nach vier Monaten war er tot.

Ob ihm seine große Sparsamkeit, sein Geiz, der an all dem Gerede schuld war, nicht doch noch zu guterlegt leid wurde?

Eingestanden hat er es nicht, aber sein letztes Wort war: „D, dieser Champagnerpropfen!“

## Die Perle.

Humoreske von Hedwig von Rosen.

Die Frau Gerichtsdirektor Werner hatte eine neue Köchin.

„Mein, so etwas von einem Mädchen habe ich doch noch nicht gehabt!“ sagte die Frau Direktor zu ihrer Freundin, der Frau Gerichtsrat Steiner. „Ich sage Dir, unsere Auguste ist wirklich eine „Perle!“ Sie arbeitet unermüdlich von früh bis spät, und die Küche sieht aus — nein, davon kannst Du Dir gar keinen Begriff machen, so blüßblank und sauber, daß es eine Lust ist! Und nun erst das Essen! Gretchen — kann die tochen! Das Einfachste schmeckt delizios. Solche Rindsenbe habe ich wirklich noch nie gegessen — mit Champignons, so pikant; ich sage Dir, mein Mann und ich sind einfach selig, seit mir die Auguste haben!“

In solch und ähnlicher Weise sprach sich auch der Gerichtsdirektor zu seinem Freunde, dem Gerichtsrat, aus.

„Du hast gar keinen Begriff, welch eine Wohlthat die neue Köchin für uns ist! Du weißt, daß ich ein bißchen Feinschmecker, aber ich kann wohl sagen, sie

befriedigt den verwöhntesten Gaumen. Und dabei noch die Affektatse und die Sparankeit!

Aber die Hauptfrage ist doch — wir führen jetzt ein ganz anderes Leben! Früher, wenn ich aus dem Bureau kam, dann war meine Frau abgehetzt und müde, hatte sich mit der Köchin herumgezankt und befand sich infolgedessen in übelster Laune. Wenn etwas Ordentliches auf den Tisch kommen sollte, dann mußte meine Frau selbst kochen.

Das ist jetzt freilich ganz anders! Wenn ich jetzt heimkomme, finde ich meine Frau munter und frisch, mit wohlgepflegten Händen und zufriedenen Sinn. Jetzt ist sie auch nicht mehr so ans Haus gebunden, und kann endlich ihr junges Leben mal 'n bißchen genießen! Ich sage Dir, Freund, wir Zwei leben ordentlich wieder auf!

„Da könnt Ihr freilich von Glück sagen!“ seufzte der Gerichtsrat melancholisch. „So eine „Perle“ kann man suchen! Haltet nur eure Auguste fest, — den Rat gebe ich Dir, denn heutzutage muß man wirklich Gott danken, wenn man einen ordentlichen Diensthöten hat!“

„Gewiß, das sagen wir auch alle Tage! Na, über uns soll sie sich wahrhaftig nicht zu beklagen haben! Meine Frau läßt Auguste alle Sonntage ausgehen, — aber sie verdient es auch!“

Gar bald wurden Gerichtsdirektors allgemein um ihre „Perle“ beneidet. Sie tochte wirklich superb. Die Frau Direktor gab zwei Abendessen, bei welchen Auguste sich unzagliche Lorbeeren errang.

„Sie können es glauben, meine Damen,“ versicherte die Frau Direktor bei einem Kaffee, den sie später gab, und bei welchem man Augustes Backkunst enthusiastisch rühmte, „ich brauche garnicht mehr Wirtschaftsgeld wie früher, und dabei legen wir uns nicht etwa Einschränkungen auf. Ich habe übrigens versucht, Auguste das Rezept zu den pikanten Bratensaucen abzulaufigen, aber bis jetzt kein Glück damit gehabt. Sie liebt es auch nicht, wenn ich in die Küche komme, sie will vollständig ungeführt sein! Mein Gott, warum soll ich ihr den Gefallen nicht tun? — Sie macht ja ihre Sache ganz vorzüglich!“

„Natürlich,“ echote es im Chor, „darauf muß man Rücksicht nehmen!“

So bildete die „Perle“ wirklich ein Juwel für das Bernerische Haus. Die Frau Gerichtsdirektor hatte sogar die kühne Idee, jetzt das Radfahren zu erlernen; Zeit genug hatte sie dazu, denn Auguste besorgte alles.

Eines Morgens, als der Direktor sich auf dem Wege nach dem Amtsgericht befand, fiel ihm ein, daß er ein Aktstück dabei hatte liegen lassen, das er jedoch nötig brauchte. Schnell kehrte er daher noch einmal um, es zu holen.

Als er um eine Ecke bog, erblickte er Auguste, die, ein weißes Häubchen auf dem Kopf und einen Korb am Arm, geschäftig daherkam.

„Appetitlich sieht sie doch immer aus, die Auguste!“ dachte der Direktor im Vollbesitz seiner „Perle“ befriedigt, indem er die schon etwas reife Jungfer in ihrer behäbigen Fülle betrachtete.

Eben verschwand sie in einem Laden. Ahnungslos näherte sich der Direktor demselben, als sein Blick auf das Schild über dem Eingang fiel.

Wie vom Donner gerührt, blieb er stehen: „Pferdeschlächterei von Carl Schulze“ las er.

Was? In die Pferdeschlächterei war Auguste hineingegangen? Was wollte sie denn da? Sie würde doch nicht — Pferdefleisch —

Ruh — wach ein Gedanke! — Aber Ueberzeugung macht felig! Entschlossen trat der Jurist vor das Schaufenster und spähte in den Laden hinein.

Wahrhaftig, da drinnen stand die Auguste und hielt ein großes Stück Fleisch in der Hand. Sie prüfte, besah es gründlich und legte es dann kopfschüttelnd wieder auf den Tisch zurück, um hierauf mit einem anderen Stück dieselbe Prüfung vorzunehmen.

Endlich, nach langem Suchen, hatte sie das Gemünte gefunden. Sie ließ es einpacken, versenkte es in ihren großen Marktford und bezahlte.

Das, was er da eben gesehen, hatte den Direktor in tiefster Seele ergriffen. Wie betäubt von den auf ihn einströmenden Gedanken, trat er hinter eine

Hauktür, damit Auguste ihn beim Herauskommen nicht sehen sollte.

Die Juristen sollen bekanntlich sehr „helle“ sein. Unser Direktor war auch einer, der sich nicht verblüffen ließ, selbst nicht — durch Pferdefleisch!

Im Nu hatte er seinen Plan entworfen. Zwei Minuten später betrat er mit seiner harmlossten Miene den Schlächterladen.

„Hören Sie mal, mein lieber Meister — können Sie mir sagen, wie die Köchin heißt und wo sie wohnt, die eben Ihren Laden verließ? Ich habe nämlich auf dem Trottoir ein Portemonnaie gefunden, das nur sie verloren haben kann, doch war es mir nicht möglich, sie noch einzuholen!“

„Ei, bester Herr, da wird die Auguste sich aber freuen, wenn Sie ihr das Geld wiedergeben! Sie dient nämlich beim Gerichtsdirektor Werner, Königsstraße 3. Früher diente sie beim Geheimrat Göbde fünf Jahre, und solange ist sie auch schon meine Kundin! Ich sage Ihnen, die kennt sich fast besser beim Fleisch aus, wie unferneier! Sie sucht sich nur immer Stücke von jungen Tieren aus und verfeilt alles so großartig herzurichten, daß kein Mensch merkt, daß er Pferdefleisch ist. Von der kann man wirklich was lernen!“

„Aber,“ unterbrach der Direktor, innerlich lachend, den rebhellen Meister, „sollten die Herrschaften es wirklich nicht merken, daß ihnen Pferdefleisch vorgelegt wird?“

„Ich behüte, die merken nichts! Sie freuen sich bloß, daß die Auguste so billig wirtschaftet und halten deshalb so große Stücke auf ihr. Ich bitt Ihnen auch — ist denn das Pferd nicht 'n viel reinlicheres Tier, wie so 'n Schwein? Ach, wenn Sie eine Ahnung hätten, wer alles bei mir Pferdefleisch kauft!“

Dem Direktor war es doch etwas schummerig zumute; er hatte genug von der Sorte! Er dankte dem Manne für die Auskunft und begab sich dann — statt ins Bureau — direkt zum Geheimrat Göbde.

Ein Mädchen mit rotgeweihten Augen öffnete ihm.

„Der Herr Geheimrat ist nicht zu Hause, doch er wird gleich wiederkommen! Aber die Frau Geheimrat ist da —“

„Gut, so melden Sie mich!“

Als der Gerichtsdirektor ins Zimmer trat, fand er die Dame des Hauses ganz aufgelöst in einem Ruhesstuhl liegen. Ihr gerötetes Gesicht sah geradezu beängstigend aus; man hätte einen Schlaganfall befürchten können.

„Verzeihen Sie, werter Herr, daß ich sitzen bleibe!“ grüßte sie ganz außer Atem, „aber ich bin eine frange, gebrochene Frau, ich fühle mich unagbar elend! Aber ist das ein Wunder? Ich bitte Sie — muß einen der Aerger mit den heutigen Diensthöten nicht unter die Erde bringen? Die wollen alles besser wissen und haben doch gar keine Ahnung, wie es in einem ordentlichen Haushalt zugehen muß! Unsere heutigen jungen Hausfrauen — Gott seis geklagt — die überlassen ja alles solchen Mädchen; da ist's freilich kein Wunder, wenn diese glauben, alles zu verstehen. Es ist rein, um aus der Haut zu fahren. Freilich, als wir unsere Auguste noch hatten —“

Der alte Geheimrat trat eben ein und unterbrach den Redestrom seiner „blühenden“ Gattin. Der Gerichtsdirektor stellte sich vor.

„Ich komme eben zu Ihnen, um betreffs Auguste, Ihrer ehemaligen Köchin, die jetzt in meinem Hause dient, eine Frage an Sie zu richten!“

Das Wort „Auguste“ elektrifizierte die starke Dame geradezu. Mit der Elastizität einer Siebzehnjährigen schnellte sie empor.

„Was — unsere Auguste dient bei Ihnen? O, Sie Glücklicher! Jetzt werden Sie auch verstehen, was ich leide! Durch Auguste war ich so verwöhnt. Sie machte mir alles recht, da brauchte ich mich um nichts kümmern und konnte mich pflegen! Jetzt aber der Aerger — o, der bringt mich noch ins Grab! Ich bin sehr böse auf Auguste! Sie ging von uns fort, weil sie heiraten wollte. Sie hatte sich viel erpart — ich glaube so an zweitausend Mark. Aber als sie von uns fort war, erfuhr sie, daß ihr Verlobter ein Wosjz Niderlich sei, und da hat sie ihm den Laufpaß gegeben! Ganz recht von ihr! —“

Aber warum kam dann die dumme Trine nicht wieder zu uns? Warum mußte sie bei anderen Leuten Dienst annehmen? Daß sich die Heirat zerfallen hat, dafür konnte sie ja nicht — aber wir doch auch nicht. Und nun haben Sie unsere Auguste! Ach, wie muß es Ihnen schmecken, sie kocht doch ganz ausgezeichnet!“

Jetzt endlich kam Werner wieder zu Wort.

„Haben Sie wirklich niemals bemerkt, gnädige Frau, daß Auguste Ihnen fünf Jahre lang statt Kinderbraten Pferdefleisch vorgelegt hat?“

Die starke Dame stieß einen Schrei aus. Sie schnappte nach Luft. Endlich leuchtete sie:

„Pferdefleisch? — Mein Herr, sind Sie etwa krank? Unsere Auguste — ha, sie und Pferde — — nein, es ist himmelschreiend! Herr Direktor, Sie verdienen wirklich nicht, daß diese „Perle“ sich für Sie aufopfert!“

„Meine Gnädige, wenn Sie mir nicht glauben, dann bemühen Sie sich doch, bitte, zu dem Pferdeschlächter Karl Schulze in der Langestraße. Er wird Ihnen bestätigen, daß Ihre Auguste schon fünf Jahre lang von ihm alle „Kinderbraten“ bezieht, die sie Ihnen dann vorgelegt hat! Auch wir sind in der glücklichen Lage, diverse Pfunde Pferdefleisch mit pikanten Saucen verzehrt zu haben!“

Der Schlaganfall schien jetzt wirklich zu kommen. Das blühende Gesicht der armen Frau nahm eine bläuliche Farbe an.

„Wohlema,“ rief sie ihrem Gatten zu, „hast — Du — Worte —? Das — das sollte — unsere Auguste — getan —“

„Haben Sie sich nicht darüber gewundert, daß Auguste das Fleisch so billig einkaufte?“ warf der Gerichtsdirektor ein.

„Billig?“ Die kleinen Neuglein der Erregten bligten ihn zornig an. „Wir haben stets nur vom besten Fleisch gekauft, mein Herr, das rund zu neunzig Pfennig und zu einer Mark! Hier, Sie können sich selbst davon überzeugen, wie Auguste es mir berechnete hat!“

Sie holte ihr Wirtschaftsbuch herbei und siehe da — es waren die höchsten Fleischpreise darin verzeichnet.

Der Direktor nickte triumphierend. Jetzt hatte er es ja schwarz auf weiß, daß die brave Auguste fünf Jahre lang „genooogelt“ hatte.

„Das ist ja haarsträubend! Wie konnte die Person Sie so hintergehen!“ rief er. „Nun glaube ich es gern, daß sie sich bei Ihnen einen schönen Wagen Geld erpart hat! Solche pikanten Saucen bringen schon etwas ein!“

Es kostete ihm aber immer noch Mühe, die Frau Geheimrätin und deren etwas verduht dreinblickenden Gemahl von dem wirklichen Wert ihrer einjüngen „Perle“ zu überzeugen.

Die so bitter getäuschte Frau nahm sich den „Reinfall“ so sehr zu Herzen, daß sie plötzlich Weinkrämpfe bekam, was den Direktor bewog, schnelligst zu flüchten, denn solcher Tränen Fluten wurden ihm doch unheimlich!

Arme Auguste — „Perle“ bist Du nicht mehr!

Der Direktor stürmte heim; die Hölle wüetete in seinem Busen. Nach dem Geleß war Auguste wegen fünf Jahre langer Unterschlagung reis für das Gefängnis.

Ihn jammerte nur sein junges Weib, das er nun doch aus allen Himmeln ihres Glückes herausreißen sollte. Aber Auguste mußte fort, und noch heute wollte er Anzeige erstatten. Deshalb also hatte sie es nicht gern gesehen, daß sein Gretchen in die Küche kam; die junge Frau hatte nicht Zeuge sein sollen, wie das Pferdefleisch in — Kinderbraten umgewandelt wurde.

Voller Wut kam er nach Hause.

Da trat ihm seine Frau mit strahlendem Gesicht entgegen.

„Schon daheim, Männchen? — Denk doch, Hugo, eben habe ich ausgerechnet, daß ich in diesem Monat, seit Auguste hier ist, zwanzig Mark Wirtschaftsgeld weniger gebraucht habe als sonst! Da habe ich der Braven vor Freude gleich ein Fünfmärkstück gegeben! Nicht wahr, das hat sie doch redlich verdient!“

„D, noch mehr als das, meine Liebe — auch noch einige Monate Gefängnis! klang es da höhrend von seinem Munde. „Die brave Auguste versteht es ganz ausgezeichnet, Ersparnisse zu machen! Ich möchte darüber gerade ein paar Worte mit ihr reden!“ —

Gretchen stand wie vom Donner gerührt. Was sollte das nur bedeuten? Mit wankenden Knien folgte sie ihm jetzt nach der Küche.

„Auguste,“ rief der Hausvater mit donnernder Stimme der tödlich erschrockenen Köchin zu, die eben wieder mit liebevollster Sorgfalt ein Rinderfilet präparierte, „wie konnten Sie es wagen, Geheimrat Göbde's fünf Jahre lang und ebenso uns jetzt in so unverschämter Weise zu betrügen?! Vor Gericht wird es sich ja herausstellen, wieviel Sie sich in der Zeit „erspart“ haben, während Sie Ihren Herrschaften — Pferdefleisch vorsetzten und teures Rindfleisch anrechneten!“

„Hugo —“

Der jammervolle Wehruf seiner armen Frau drang ihm tief ins Herz. Auguste aber, die Entlarvte, knickte auf einem Küchensstuhl zusammen.

„Gnädige Frau — das ist nicht wahr —“

„Nicht wahr? — Nun gut, das wird sich ja herausstellen! Dann hat eben der Pferdeschlächter Karlschule gelogen! Ich werde sofort die Polizei anfliegeln, daß sie einen Beamten herhschickt, der Sie verhaftet!“

Doch der Direktor war noch nicht bis ans Telefon gekommen — da lag ihm Auguste schon händelringend, heulend und schreiend zu Füßen.

Die junge Hausfrau aber lehnte noch immer, wie zur Bildsäule erstarrt, am Küchenschrank.

„Machen Sie mich nicht unglücklich, Herr Direktor!“ wimmerte die Köchin, „ich will ja alles eingestehen! Eine Freundin von mir hats auch so gemacht — und ich, ach — ich bereu's wirklich! Lassen Sie mich nur nicht einstecken, Herr Direktor! Das überleb ich nicht — ich spring ins Wasser!“

„Hugo,“ klang da eine bebende Stimme stehend an sein Ohr, „laß sie gehen, — keinen öffentlichen Skandal! Ich bitte Dich, tu's mir zulieb, zeige sie nicht an!“

Den tränenschweren Blicken seines Gretchens konnte der Direktor sein Herz nicht verschließen.

„Raden Sie auf der Stelle ihre Sachen, und machen Sie, daß Sie raus kommen!“ herrschte er die zerknirschte Jungfrau an. „Meiner Frau zu Liebe will ich Sie laufen lassen! Aber lassen Sie sich dies zur Warnung dienen und bessern Sie sich! Sie sehen — Unrecht tun bringt keinen Segen!“

Stilts rüstete die „Perle“ zum Aufbruch, in tiefster Seele betrübt. Die junge Frau aber saß wie eine geknickte Lilie drinnen im Zimmer auf dem Sofa, und schwere Tränen rollten ihr über die Wangen. Sie beweinte den kurzen Traum ihres Glückes.

„Hugo — ich bitte Dich — ein Gläschen Portwein; mir ist — so schlecht — im — Magen!“ hauchte sie. Wars der Gedanke an den „Hinderbraten“, der ihr Uebelkeiten verursachte?

Aber auch der Portwein konnte die gesunkenen Lebensgeister so schnell nicht wieder auffrischen.

„Hugo — nun geht das alte Glend wieder los!“ schluchzte die junge Frau. „Ach, die Auguste wird mir doch sehr fehlen!“

Der Direktor nahm sein Weibchen in seine Arme

„Das nicht, mein Lieber, aber — wir haben unsere Auguste wieder!“

„Waaas? Die Auguste — —?“

„Freilich — freilich! Meine Frau ließ ja nicht eher Ruh, als bis wir sie wieder hatten!“ nickte der alte Herr, „und nun ist meine Frau wieder gesund und munter! Die Auguste wird sich wohl hüten, auch nur einen Pfennig wieder zu veruntreuen. Uebrigens, der Vorsicht halber nimmt meine Frau jetzt das Fleisch auf Buch, sodas die Auguste nichts zu bezahlen hat — da kann also gar nichts passieren! So sind wir drei nun also wieder einträchtig beisammen — meine Frau, ich und die Auguste! Ja, ja, mein lieber Herr, wir sind Ihnen wirklich dankbar, daß Sie die Auguste sorgeschickt haben!“

Mit etwas sehr gemischten Gefühlen ging der Direktor weiter. Gretchen durfte davon natürlich nichts erfahren, denn sonst hätte sie ihm wohl den Vorwurf nicht erspart: „Ihr Juristen seid doch sonst immer die Schlaunen — warum bist Du denn nicht auf diesen Ausweg gekommen, und hast mir unsere „Perle“ erhalten?“

### Belehrung der Kinder auf Spaziergängen.

Urwüchsig ist die Sprache der Natur, darüber herrscht kein Zweifel, verständlich und belehrend für den, der lernen will. Treffend kennzeichnet dies unser großer Dichter Shakespeare, wenn er sagt: „Zu uns, die fern vom Gebräng der Welt, spricht klar der Wald, uns ist der Bach ein Buch, der Stein uns predigt, alles uns belehrt.“ Alle Naturvölker schöpfen Belehrung aus den Vorgängen draußen in der Natur, sie allein bot dem rohen Wilden den ersten Stoff zum Nachdenken. Noch heute bildet die Natur ein „Buch“, eine ewig frische Quelle für das Begriffsvermögen jener rohen Naturkinder, nicht minder aber auch für uns Kulturmenschen, namentlich aber für unsere heranwachsenden Kinder. Hier lassen sich Belehrungen ausüben, die innerhalb geschlossener Wände kaum möglich, d. h. kaum nutzbringend sind, weil die Anregung der Um-



Eingeborene aus Inner-Afrika.

gebung fehlt. Der Belehrung im Freien kommt keine andere gleich. Bestätigend sagt hierzu der berühmte Arzt Dr. Kuseland; „Ich bin völlig überzeugt, daß es weit weniger schaden würde, wenn man die Kinder ihre Denkfübungen bei guter Jahreszeit im Freien halten ließe, als in der verdorbenen Schulkluft; hier hat man zugleich das Buch der Natur bei der Hand, welches gewiß, vorausgesetzt, daß der Lehrer darin zu lesen versteht, den Kindern zum ersten Unterricht weit angemessener ist, als alle gedruckten und geschriebenen Bücher.“ Schon frühzeitig haben die alten Griechen den Wert der Belehrung draußen im Freien erkannt,

und suchte es durch sanfte Trostesworte zu beruhigen. Bald kamen die Gerichtstagen, dann ging es an die See, oder in die Berge — siehe da, Gretchen lächelte schon wieder, wenn auch unter Tränen. So war also die Hoffnung doch nicht ausgeschlossen, daß sie sich über den Verlust der „Perle“ noch trösten würde. —

Zwölf Tage später traf der Direktor den Geheimrat Göbde auf der Straße. Der alte Herr sah ordentlich verjüngt aus.

„Nanu — so vergnügt? Sie haben wohl das große Loos gewonnen, Herr Geheimrat?“

„Nanu — so vergnügt? Sie haben wohl das große Loos gewonnen, Herr Geheimrat?“

und die alten Philosophen unterrichteten ihre Schüler draußen in der herrlichen Natur oder trugen ihre Lehren in schattigen Gärten vor, umgeben von dem erfrischenden Gauch der Lüfte und dem stärkenden Aroma der Pflanzen und Blattgewächse. In dieser Beziehung stehen wir allerdings hinter den alten Griechen zurück, unsere heutigen Pädagogen sind meistens gewohnt, nur aus Büchern zu lehren, wobei die Kinder mit gefalteten Händen hübsch still auf ihren Bänken sitzen; es ist dies ein „toter Unterricht“, der selten eine lebendige Wirkung auf die Kindesseele ausübt. Sollen die Kinder an Leib und Seele gedeihen, sollen sie einmal geistesfrische, lebensfrohe Menschen werden, so müssen die Eltern hier helfend und ergänzend eingreifen, durch den lebendigen Anschauungsunterricht draußen in der Natur. Die Kinder müssen auch in dieser Hinsicht naturgemäß erzogen werden, damit sie, wie schon der große Naturphilosoph J. J. Rousseau betont: „Mit eigenen Augen sehen und mit dem eigenen Herzen fühlen lernen“. Hierzu sind durchaus keine meilenweite Spaziergänge erforderlich; kleine Exkursionen in Wiese, Feld und Wald bieten des Interessanten und Sehenswerten für Kinder mannigfach, zumal zur Frühlingszeit, wenn nur der richtige Erklärer all dieser kleinen Wunder den Kindern zur Seite ist. An die Betrachtung der unscheinbarsten Dinge, der unbeachteten Gemächse und Geschöpfe läßt sich oft eine reiche Fülle von Belehrungen für das Kind knüpfen. Aber auch tausend andere Erscheinungen sind es, welche auf das Kindesgemüt einwirken und oft unvermutet seine Aufmerksamkeit fesseln. Wie lustig plätschert das Bächlein über die glatten Kiesel, als freue es sich über seine Befreiung aus dem Schoß der Erde. Der Knabe wirft eine von seinen gesammelten Blumen in den stützenden Bach, eine zweite, eine dritte usw.; sobald sie seinen Blicken entchwunden sind, fragt er: „Wohin rinnen die?“ Der Vater antwortet: „In den Duetz.“ — „Und dann?“ fragt der Knabe. — „In den Bober.“ — „Und dann?“ — „In die Ober.“ — „Und dann?“ — „In das Gaff.“ — „Und dann?“ — „Ins Meer.“ — „Und dann?“ — „Wie einsfältig und doch wie anregend! Offenbar geben diese Fragen dem Erwachsenen mehr zu denken, als dem Kinde die erhaltenen Antworten.

Eine seltene Witzbegierigkeit beherrscht oft die Kleinen auf solchen Spaziergängen, sie wollen alles wissen, und die glänzenden Augen hängen oft mit Spannung an den Lippen des Begleiters. Weider ist man vielfach in Verlegenheit gegenüber den Kindern. Wonach sie fragen, das weiß man oft selbst nicht, und was man weiß, danach fragen sie nicht. Dies darf uns aber die Sache nicht verleiden. Wer mit einem Kinde spazieren geht, und wäre er selbst ein Gelehrter, und das Kind das allereinsfältigste von der Welt, er kommt doch oft mit seiner Wissenschaft nicht aus.

Warum ist der Baum grün? Warum haben diese Blätter und jene Nadeln? Warum ist die Sonne? Warum ist es heiß — oder kalt? Warum brennt das Feuer? Frühstück der Stein auch? — Weil — nun, Professoren haben für alles ein „Weil“, aber feins, mit dem das Kind zufrieden wäre. Man kommt zu einer Quelle. Warum rinnt das Wasser aus dem Stein? Soll man dem unreifen Kinde die Naturgeschichte der Bergquellen, der Wolkenbildungen und Gesteinslagerungen, der Tonschichten, auf welchen sich das Wasser sammelt usw. usw. wissenschaftlich auseinandersetzen? — Nein! — Aber man kann auf andere Weise belehren, indem man geschickt zum Märchen greift, welches sich dann ungefähr wie folgt gestaltet: „Mit den Duellen ist es so: da sind Wassergeister, kleine Kobolde; diese schöpfen das Wasser aus den Teichen und Seen, auch aus dem großen Weltmeer, sie tragen es dann zu den Bergen und gießen es hinab. Im Berge selbst sitzt eine Fee auf steinernem Thron, sie gießt das Wasser mit dem Zauberstod tief in die Erde hinein, kühlt und reinigt es, leitet es in die Spalten der Berge zusammen und läßt es unter dem Stein heraus.“ Das begreift der ober die Kleins. Auf solche Weise belehrt man Kinder, und so haben die größten Weisen der Welt, Moses und die Propheten, Christus und Mohammed die Völker belehrt, da sie noch auf der Stufe der Kind-

heit standen. Allerdings, es wird eine Zeit kommen, da wird der Knabe, das Mädchen aufblicken von seinem Gebrüch und auch zur Rede stellen über jene Erklärung der Quellen. Was dann? Da werdet ihr zu den Kindern sagen: „die Erklärung war richtig, aber die Namen waren poetisch, märchenhaft ausgestattet. Die Wassergeister das sind die Nebel und die Wolken, das Herabgießen heißt Regen, die Berge ist das Erdreich.“ — „Nun ist das Mäntelchen herabgerissen.“ sagt Kofegger, „und die Wahrheit steht da splitternaht.“ Wir können nicht umhin, bei unseren Belehrungen den Dingen, welche Kinder nicht begreifen, ein „poetisches Mäntelchen“ umzuhängen; die Hauptsache auf solchen Spaziergängen bleibt immerhin, daß wir die Kinder für das Walten in der Natur begeistern, daß wir Geist und Gemüt wecken und so den toten Gedächtnisraum der Schule durch freie Anschauung erlesen und ergänzen. Die lebendige Anschauung, auf welche sich nur allein eine erfolgreiche Belehrung stützen kann, finden wir draußen im Schoße der Natur, und darum sind solche Spaziergänge mit Kindern nicht nur der Gesundheit zuträglich, sondern auch geistig belebend. C. C.

### Die Abnahme der Verlustzahlen im modernen Kriege.

Man nimmt im allgemeinen an, daß bei den vernichtenden und zerstörenden Erfindungen, die in der neuesten Zeit gemacht worden sind, die Opfer der modernen Kriege außerordentlich große sein würden. Nach den Ansichten des verstorbenen russischen Staatsrates von Bloch bedeutet ein Krieg eine Vernichtung beider Parteien und ungeheure Verluste. Diese Mitrailleusen, Granaten, diese neuen Zünd- und Sprengstoffe, die stets verbesserten und furchtbarer gemachten Formen der Schußwaffen, all das würde mit einem Hagel von Kugeln und in einem Meer von Feuer die Kriegführenden begraben. Doch werden solche Anschauungen durch eine historische Betrachtung, wie sie ein Mitarbeiter von „Chambres Journal“ versucht, nicht bestätigt; vielmehr läßt sich nachweisen, daß die Schlachten der Vergangenheit viel blutiger waren, als die der Gegenwart. Im Mittelalter herrschte der „Kampf bis aufs Messer“. Der Feind wurde völlig vernichtet; wer sich nicht ergab, wurde erbarmungslos niedergemacht, und es galt für eine Schande, sich zu ergeben. So wurden z. B. auf dem unheilvollen Feld von Towton in Yorkshire in den Kriegen der weißen und der roten Rose die 40000 Mann der unterliegenden Partei fast ganz zusammengewalzen, so daß kaum ein Duzend entran. Ein wildes Gemetzel Mann gegen Mann mit Speer, Streitaxt und Keule, ein schreckliches Hinmorden des Feindes, das waren die Schlachten dieser früheren Zeiten.

Die Geschichte der modernen Schlachtleitung beginnt erst eigentlich mit Karl XII. von Schweden und Marlborough. Im Jahre 1700 wußte der überlegene Geist des großen Schwedenkönigs die gewaltigen Massen der Russen mit seinen geringen Kräften zu besiegen. Von 80000 Feinden wurden 18000 Mann getötet und verwundet, also 23 Prozent, 30000 Mann gefangen genommen, so daß im Durchschnitt von den 10000 Schweden jeder fast zwei Man getötet und drei gefangen genommen hatte. Unter den vielen Schlachten, die Marlborough gewann, waren die bei Blenheim und Malplaquet die blutigsten. In der ersteren betrug die Gesamtkräfte, die einander gegenüberstanden, 120000 Mann, und die Gesamtverluste betrug etwa 32000 Mann, also 27 Prozent; bei Malplaquet standen sich 190000 Mann gegenüber, doch die Verluste waren nicht größer als bei Blenheim, also nur 17 Prozent. Während des siebenjährigen Krieges fanden äußerst blutige und verlustreiche Schlachten statt. Bei Zorndorf standen 30000 Preußen gegen 50000 Russen. Die Russen, schlecht geführt, standen wie die Mauern und ließen sich niedermekeln, die Verluste betrug denn auch im ganzen 33000 Mann, also 40 Prozent. Nicht minder blutig, wenn auch wegen der geringeren

Streitkräfte weniger groß, waren die Verluste bei dem berühmten Angriff der englischen Rottröde bei Dunfermills Hill am 17. Juli 1775. Von den 3000, die diesen Todessturm unternahmen, fielen 1000, also 33 1/3 Prozent. Während der napoleonischen Zeit wurden einige der größten Schlachten der Welt geschlagen, schon bei Arcole, in dem langwierigen Kampf gegen die Oesterreicher, fielen von den 70000 Mann, die gegen einander kämpften, 25000; also über ein Drittel. Wie bei Karl XII. und Friedrich dem Großen waren auch Napoleons Schlachten gegen die Russen die furchtbarsten und blutigsten. In den Kämpfen bei Eylau, Friedland und Borodino betrug die Gesamtverluste 45000, 35000 und 80000 Mann, also immer ein Drittel der gesamten Streitkräfte. In der Völkerschlacht bei Leipzig kämpften 600000 Mann gegen einander; die Verluste waren ungeheurer: 100000 Mann, 20 Prozent.

Eine der blutigsten Schlachten, die je gewesen waren, die Kämpfe bei Albuera im Süden von Spanien, wo 1811 eine kleine britische Streitmacht, von einigen spanischen Truppen unterstützt, 23000 französische Veteranen unter Marschall Soult schlug. Die Verluste betrug auf diesem verhängnisvollen Hügel 12000 Mann, also fast 40 Prozent. Während des großen amerikanischen Bürgerkrieges, waren die Menschenopfer in manchen dieser Schlachten sehr groß. In den großen Kämpfen von Antietam, Gettysburg, Murfreesboro und Chickamauga schwankten die Zahlen der Getöteten und Verwundeten zwischen 25 und 30 Prozent. Man würde nun erwarten, daß das berühmte preußische Zündnadelgewehr, das in dem Kriege von 1866 zum erstenmal zur Anwendung kam, gewaltige Verbesserungen unter den Feinden angerichtet hätte, die alle früheren Verluste überstiegen. Doch wurden in der Kriesschlacht bei Königgrätz von den 500000 Kämpfern nur 27000 getötet und verwundet, während eines zehntägigen Ringens kaum 8 Prozent. Während des deutsch-französischen Krieges fanden wohl die blutigsten und hartnäckigsten Kämpfe um Metz am 14., 16. und 18. August statt. Von den über 400000 Truppen, die gegeneinander kämpften, fielen 80000, d. h. 20 Prozent. Doch war dies der höchste Prozentatz in den Verlusten im ganzen Kriege. Während der Kämpfe der Engländer in Südafrika war auch in den härtesten Kämpfen der Prozentatz der Getöteten und Verwundeten nicht größer als 20 Prozent; selten wurden 10 oder 15 Prozent überschritten. In den jüngsten Kämpfen im fernem Osten bei Kiuikiencheng am Jalu und Kichou betrug die Verluste nur 5 bis 6 Prozent und 10 Prozent, obwohl von einem ganzen „Hagel von Kugeln, von furchtbaren Verheerungen und schrecklichem Gemetzel“ gemeldet wurde.

### Waldesstimmung.

Da liegt der Wald in majestätischer Ruh', Die düff'ren Tannen steh'n in tiefem Schweigen, Nur durch die Wipfel zieht ein Flüsterort. Die schlanken Buchenstämme stehen kahl Und ihre nackten Arme reichen weit Hinein in den mit Grau bedeckten Himmel. Rings tiefe Stille! — Langsam fällt der Schnee Einhällend Feld und Wald in weiße Decke, Die Spur verwischend, wo das Wild gewandelt. Da oben, an des Waldes hoher Kant' In einem mächt'gen Eichenstamm gelehnt Steht stumm der Jäger, nach den Seiten spähend. —

Und wieder Stille! — Nur ein Glockenton Klingt matt herüber aus entleg'nen Gründen, Verkündend, daß der Tot sein Opfer fand. Da kommt ein Reh! Es lauscht dem fernem Klang, Der herbbedrönd leis herüberhallt: Da sieht's, ein Kind des Waldes, wunderschön! — Keif' hebt der Arm die Büchse, nur ein Knall, Im Feuer bricht das edle Tier zusammen! — Und wieder Klingt der Glockenton herüber Aus tief verknietten, welkenlegh'nen Gründen, Der Wald liegt still und schweigend wie zuvor.

Gewin Süde.

### Vermischtes.

Die vornehmen russischen Damen und der Krieg. Die schwere Prüfung, die Rußland in diesen Tagen über sich ergehen lassen muß, hat den Patriotismus der vornehmen russischen Damen angefeuert, die einander durch Stiftungen und Dienste für das Vaterland zu überbieten suchen. Der „Gaulois“ zählt einige ihrer Leistungen auf. Die Fürstin Jusupow, Gräfin Sumarotow-Elton, die vielleicht das größte Vermögen in Rußland besitzt, hat für die im Kriege Verwundeten schon riesige Summen gespendet. Außerdem veranlaßt man ihr die Schaffung eines ganzen Sanitätszuges für die Verwundeten, der ein Muster an technischer Vollkommenheit und Bequemlichkeit ist, ein wirkliches fahrendes Lazarett. Dieser Sanitätszug ist nach den Aufträgen der Fürstin Jusupow und ganz auf ihre Kosten erbaut worden. Auch die Gräfin Bobrinski aus Moskau hat einen ganzen Zug zur Verproviantierung der Truppen und zur Hilfe für die Verwundeten auf den Kriegsschauplatz geschickt. Eine andere Gräfin Bobrinski ist Vorsitzende einer philanthropischen Gesellschaft, die sich besonders mit den Opfern des Krieges, die Krüppel bleiben, beschäftigt. Die Fürstin Bielskoff-Bielogorski hat eine Gesellschaft begründet, die zur Unterstützung der Witwen und Waisen der im Kriege gefallenen Soldaten beiträgt. Die Gräfin Schawalow, geb. Fürstin Bariatinski, hat eine Expedition auf ihre Kosten in den fernen Osten geschickt und eilt selbst dahin, um den Verwundeten Hilfe zu bringen, und auch die Gräfin Speranski begibt sich selbst auf den Kriegsschauplatz. Sie will als barmherzige Schwester die Leiden der Verwundeten lindern, ebenso wie die Gräfin Ignatiem.

Das Treiben der englischen und amerikanischen Kriegskorrespondenten in Tokio schildert ein der „Frankf. Ztg.“ von dort zugehender Bericht vom 31. Januar. Die Korrespondenten saßen damals dort in Masse „auf Wartegeld“ in den Hotels Kotios. Fortwährend wurden die Manager um Nachrichten befragt. Auch der größte Unfug wurde dankbar angehört und schleunigst nach Hause telegraphiert. Das Wartegeld mußte doch eben verdient werden. Kürzlich eilte der Korrespondent einer englischen Zeitung in das Bureau des (deutschen) Direktors des Imperial-Hotels und machte ihm Vorwürfe, daß er (der Direktor) ihm das und nicht gefügt, den anderen Korrespondenten aber mitgeteilt habe. Der also Befähigte erklärte, die benutzte Nachricht sei falsch. Er habe sie seinerzeit fünf Minuten später auch bereits bei den Kollegen des Englischen bemerkt. „Aber das ist ja ganz einerlei“, lamentierte der andere, die Hauptsache ist, daß ich etwas telegraphiere, auf das Was kommt es weniger an. Alle anderen Korrespondenten haben die Nachricht begehrt und sind jetzt dabei, die Dementis nachzuschicken. Denken Sie mal, zwei Depeschen an einem Tage!

Japanische Zeitungsreaktion. Jeder Sieg, den die Japaner errungen haben, wird in der Heimat abends in Sonderausgaben bekannt gegeben. Diese werden umföng von Trägern verteilt, die wie verrückt durch die Straßen laufen. Die Sonderausgabe ist notwendig, da es an Abendzeitungen fehlt; sie soll dem Publikum zeigen, daß die Presse ihm möglichst früh die großen Ereignisse mitteilen will, die das Vaterland betreffen; in Wirklichkeit aber sind sie eine gute Bekanntschaft für die Zeitungen. Man erreicht sich gegenseitig diese Papiere, die den doppelten Bortel haben, nichts zu kosten und erfreuliche Nachrichten zu enthalten, die Anlaß zu einer patriotischen Kundgebung geben. Der Träger der „Sonderausgaben“ spielt dem auch eine große Rolle im japanischen Leben. Wenn er laufend ankommt, sieht man nur seine gelben Beine, die aus weißen Hosen hervorragen, und den Kopf, auf dem kleine Papierfahnen wehen. Wenn er vorbei ist, merkt man nur seine blaue Bluse mit einem roten Riechenmond auf dem Rücken, auf dem in großen Buchstaben der Name der Zeitung steht. Seine Ankunft wird von weitem durch die Schellen angekündigt, die er am Gürtel befestigt trägt, und die das Geräusch eines Schellen tragenden Pferdes nachahmen. Dann stürzen alle aus den Häusern heraus, um im Fluge die Zeitungsblätter aufzufangen, die der Bote in die Luft schleudert; laute Freudenrufe begrüßen ihn auf seinem Wege.

Für Kinder mit **Rachitis** und **Skrophulose**, bei denen die Muskel- und Knochenbildung hinter der normalen zurückbleibt, ist Kuhke's Kindermehl ein ausgezeichnetes Nahrungsmittel zur Unterstützung der Phosphorbehandlung. Der Gehalt desselben an Mineralstoffen beeinflusst die Knochenbildung in günstigster Weise und der reiche Gehalt an leichtverdaulichen Eiweißstoffen wirkt sehr vorteilhaft auf den Ansatz des Muskelfleisches. Ausserdem wird der fast immer unregelmäßige Stuhlgang bei solchen Kindern durch die Ernährung mit Kuhke's Kindermehl reguliert.

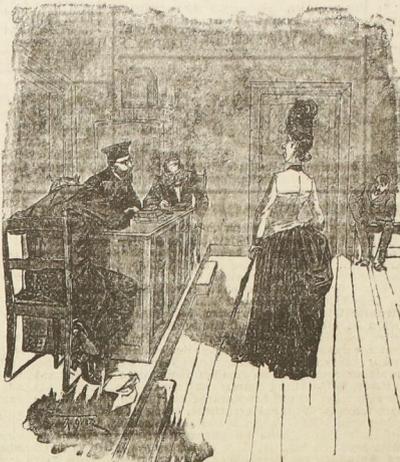
## Stickerei

Doppelstoff Meter 10 Pfg. für Beinkleider und Nachtsackchen 15 und 20 Pfg. Rockstickerei Meter 30 Pfg. Hemdenpasssen (Handarbeit) 1,10 Mk. Wäschebänderchen 10 Mr. 25 Pfg. Muster umgehend und franco durch das Stickerei-Versandhaus 31 A S-ider, Danzig.

### Um günstiger einzukaufen,

bitten wir die geehrten Leser, bei Bestellungen und Einkäufen sich stets auf dieses Blatt zu beziehen.

### Weiteres.



**Talkräftig.** Richter: „Schämen sollten Ihr Euch beide, müßt Ihr als Eheleute Euch denn gleich so arg zürchten, wo ein paar vernünftige Worte zur Aufklärung hingereicht hätten?“ — Sie: „Es ist halt schlimm, wir sind beide keine großen Redner!“

**Im Eisenbahn-Kupee.** Sie: „Ich hätte garnicht gewußt, daß Sie so unterhaltend sein können!“ — Er: „Ja, wenn ich einmal im Zuge bin, dann geht!“

**Neues Wort.** „Hat sich Ihre Frau schon für ein Bad entschlossen?“ — „Noch nicht — sie ohnmachtet vorläufig noch so herum!“

**Frösig.** „Warum haben Sie Ihren Sohn bestraft, Frau Kommerzienrätin?“ — „Denken Sie sich, er verlor auf der Straße ein Behauptungsmittel und hat sich nicht geschämt, es aufzuheben!“

**Seuffer.** Dichterting: „Absehnlich, wie diese Redaktionen zusammenhalten! An dreißigzwanzig hab ich meine Gedichte geschickt und nicht eine hat eins angenommen!“

**Betrachtung.** Merkwürdig, gerade wenn man in Gedanken ist, handelt man am leichtesten gedankenlos.

**Unbemerkte Selbstkritik.** Gnädige (zur neuen Köchin): „Was Sie da gekocht haben, ist ja kaum zu essen! ... Da kann ich gleich selbst kochen!“

**Wacht der Gemohnheit.** Schuhmann: „Wie heißen Sie? Geben Sie Ihre Adresse an!“ — Betrunkener: „Weil — Weilschen — Haupt — post — lagernd!“

**Wichtiges Verlangen.** Direktor (zu dem entlassenen Sträfling): „Was wünschen Sie noch, Kettner?“ — Sträfling (der kurz vorher fotografiert worden ist): „Mei Photographie möcht ich mir ausbitten!“

**Aus der Schule.** Lehrer: „Wir kommen jetzt zu den Empfindungsörtern“. Rann einer von Euch eins nennen?“ — Der kleine Moritz: „Wah! geschrie!“

### Rästel-Ecke.

#### Zweifelnde Schokolade.

Sucht ihr die Eins, ihr könnt sie finden, Doch umgekehrt, in Walbesgründen. Ihr lest im alten Testament, Was umgekehrt die Zweite nennt. Habt ihr Eins-Zwei zum Wort vereint Ein Griechengott vor euch erreicht.

### Kopf-Rästel.

- |                |                  |              |                  |
|----------------|------------------|--------------|------------------|
| Mit Kopf:      | — Stoff          | Ohne Kopf:   | — Stoff          |
| Stadt          | — Körperteil     | Waldmittel   | — Klebstoff      |
| Dichter        | — Kirche         | Bibl. Person | — Gefäß          |
| Nahrungsmittel | — Nahrungsmittel | Alter Mann   | — Nahrungsmittel |
| (Geb.)-Red     | — Tisch          | Turngerät    | — Mann           |
| Tringefäß      | — Tier.          |              |                  |

Sind die Worte richtig gefunden, so nennen die Anfangsbuchstaben der Worte ohne Kopf einen berühmten Feldherrn.

### Rästel.

Das Erste ist ein Mann,  
Das Zweite ist darin,  
Das Dritte ist ein e  
Und das Ganze ist eine Süßkrut

Auflösung erfolgt in nächster Nummer dieses Blattes.

### Lösungen der Rästel aus voriger Nummer:

#### Magisches Quadrat:

a	n	k	e	r	
n	a	r	b	e	
k	r	i	l	o	g
e	b	o	n	e	
r	e	g	e	l	

#### Diamanträfel.

R  
K  
e  
h  
R  
e  
i  
c  
h  
t  
u  
m  
S  
p  
ä  
t  
t  
e  
r  
M  
ü  
h  
l  
e  
C  
u  
r  
m

### Geschäftliches.

Einen alten treuen Hausfreund findet man bei Arm und Reich seit einigen Jahren immer wiederkehrend. Derselbe hat sich aber auch stets treu und zuverlässig gezeigt; denn wo derselbe ein- und ausgeht, ist Gesundheit, Frohsinn und Glückseligkeit und ein verjüngtes Alter zu finden. Viele Damen geben für unnütze und schädliche Verschönerungsmittel Tausende aus und bedenken nicht, daß jedes Kind sofort auf der Straße erkennt, daß unter diesem Aufschäumen eine verwelkte Blume ihr kümmerliches Leben auf verdorrtem Boden nur noch fristet; denn es fehlt der Lebenskraft, ein gelundes Blut. Der treue Hausfreund macht aber gelundes Blut und wo dieses ist, da kann der Teufel mit seiner alten Großmutter kommen, der wird hinausgeschmissen; denn wo gelundes Blut, da ist Gesundheit, Frohsinn, Lebenskraft und Lust und wo sich alles dieses vereint, da sind fröhliche Zeiten. Wer kann seinen Neben nun wertvolleres schenken als Gesundheit? Wer ist der alte treue Hausfreund, der euch dieses höchste Gut bringen soll? — Wenn ihr Kinder recht hübsch artig seid, so will ich es euch verraten. Der treue Hausfreund ist Fritz Weipphals weltberühmter Kräuterteufel und Vektor, von den ersten Autoritäten, Professoren, Ärzten, Chemikern und Apothekern geprüft und mit der großen goldenen Fortschrittsmedaille und Ehrenkreuz u. mehrfach ausgezeichnet und durch den Sachverständigen Herrn Professor Dr. Lehmann das ganze Fritz Weipphals Naturheilverfahren als gut anerkannt. Zu haben in allen größeren und soliden Geschäften und Apotheken. Meiniger Fabrikant ist Fritz Weipphal, Lehnitz-Berlin.



### Musikwerke jeder Art

Grammophone, Phonographen, Polypheon, Drehinstrumente, Zithern, Violinen, Accordeons, Lieferung nur erstklassiger Fabrikate in allen Preislagen gegen geringe Monatsraten.

Illustrierter Katalog No. 204 gratis und frei auf Verlangen.

**Bial & Freund**  
Breslau II. Wien XIII.

## Vergleichen Sie

alle Angebote in Herrenkleiderstoffen in Bezug auf Auswahl, Qualität und Preise, dann kaufen Sie bestimmt bei

## Christian Günther,

LEIPZIG-  
PLAGWITZ

Postfach No. 82.

Bekanntestes  
Tuch-Versandgeschäft.



Die Saison-Neuheiten sind eingegangen. Fordern Sie mit 5 Pfg.-Karte kostenlose Zusendung von Mustern.

